

Waffe, nur zu einem Teile durch Patente geschützt, zum größten Teil aber auf dem Schutz durch die absolute Geheimhaltung angewiesen ist. In jeder Kalkulation steht ein Stück Fabrikgeheimnis. Ein Geheimnis, dessen Kenntnis den Konkurrenten zwar durchaus nicht immer ermöglicht, gleich günstig seine Waren anzubieten, aber ihm doch mindestens einen tiefen Einblick in die Verfertigungsmethoden der Fabrik eröffnet. Darauf muß unter allen Umständen bei der Abfassung von Verordnungen Rücksicht genommen werden. Ohne solche Rücksichtnahme würde der Schaden, der der Industrie zugefügt wird, erheblich größer sein als der Nutzen, der für den Staat entsteht.

Dieser Nutzen wird für den Staat überhaupt so nur recht bedingt sein. Einmal wird es durch die Kenntnis vieler Kalkulationen möglich werden, die wünschenswerten Verbesserungen, die so verdeckt werden, entgegenzutreten. Der Hauptvorteil für den Staat aber ist doch darin zu sehen, daß er bestimmte Normen für seine eigenen Beamten aufstellen, deren Gehalt und Verdienste, ihre Verhandlungsfähigkeit mit der Industrie erhöhen und auf diese Weise für künftige Fälle wichtiges Material zur Schulung eines Wirtschaftsoffizierskorps erlangen kann. Dagegen wäre es im höchsten Grade demagogisch, dem Volk einzureden, daß auf diese Weise etwa die 4 hohen Dividenden der Aktien-Gesellschaften verschwinden würden. Selbst wenn in jeder Fabrik nur ein bestimmter Arbeiter über mindestens nur Versicherungsschutz für das Herz erzeugt würde, wäre die Regierung nicht in der Lage, irgendwelche Bestimmungen über die Rentabilität des Kapitals überhaupt zu treffen. Sie kann immer nur erweisen, was die Fabrik an der Verteilung des eingekauften Geldes verdient. Und sie kann diesen Stücklohn durch die Verbindung mit der Größe der erteilten Aufträge durch den Abzug eines Unschlusses absetzen. Insofern hat sie einen gewissen Einfluß auf die Rentabilität des Gesamtunternehmens. Denn blüht sie dem Unternehmen durchschnittlich zehn Prozent Verdienst auf irgend ein Erzeugnis zu, so macht es natürlich einen Unterschied, ob der Arbeiter 100 000 oder zehn Millionen Stück ausmacht. Schon dieses Verhältnis ist durchaus nicht gerecht. Es ist nicht einmal vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wünschenswert. Denn wenn jeder Unternehmer nur den gleichen Ausschlag verdienen darf, so bedeutet das eine Prämie auf die höchsten Produktionskräfte. Wenn natürlich der Hauptzweck zur Verbesserung technischer Methoden in der Wirtschaft des größeren Verdienstes durch Verabreichung der Selbstkosten liegt.

Es läßt sich eben über diese Fragen nicht so leicht urteilen, wie das der weitestgehenden Öffentlichkeit nach der Debatte im Reichstagsauschuß geschehen mag. Ueber diese Debatte sind ja nur knappe Notizen veröffentlicht worden. Wer man konnte sich doch auch aus den kurzen Berichten darüber ein Urteil bilden, daß vieles, was so vieles gesagt wurde, das der Sachverständigkeit der Abgeordneten nicht gerade ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Dazu gehörte besonders das kritische Urteil über die hohen Dividenden. In Deutschland erzeugt es natürlich immer Aufsehen, wenn eine Aktiengesellschaft 50 Prozent Dividende verteilt. Aber heißt das: das Unternehmen hat seinem Kapital eine Rendite von 50 Prozent erwirtschaftet? Das wäre unheimlich. Wie ist es in Wirklichkeit? Das Aktienkapital, auf das die Dividende verteilt wird, ist bei fast allen Aktiengesellschaften nur ein Teil des wirklich in dem Unternehmen stehenden Kapitalvertrags. Den Rest bilden Bankkredite, Hypothekendarlehen, Obligationen, oft auch andere Arten von Darlehen, die aus den Gewinnen früherer Jahre eintreiben wurden. Die ganze Summe des so in die Gesellschaft geflossenen Kapitals arbeitet in dem Unternehmen in Form von Gebäuden, Maschinen, Geräten, Rohstoffen usw. Ein billiger sind die Interessen. Es arbeiten, ohne daß an sie Zinsen gezahlt zu werden braucht. Weniger billig sind die Kredite bei der Bank oder in Form von Hypotheken und Obligationen. Denn sie

heißten Verzinsen. Aber nur einen, ein für allemal festgesetzten Satz. Der ganze Gewinn aber, den das Aktienkapital, die zinslosen Reserven und die festverzinslichen Kredite erwirtschaftet, fließt, kommt er über die Verzinsung hinaus, dem Aktienkapital zu. Dieser Restbetrag wird als Dividende verteilt. Der Prozentsatz der Dividende hängt nicht bloß von der absoluten Gewinngröße, sondern ganz wesentlich auch von dem Verhältnis ab, in dem das Aktienkapital zu dem Gesamtvermögen des Unternehmens steht. Angenommen, daß eine Aktiengesellschaft nur 10 Millionen Mark Aktienkapital hat, daß es ihr aber gelangen ist, im Laufe der Jahre aus ihren Gewinnen offen oder verdeckt 80 Millionen den Reserven zuzuführen, so würde diese Gesellschaft, wenn sie ihr Gesamtvermögen nur mit 5 Prozent verzinst, 20 Prozent Dividende verteilen können. Nun ist aber von der Daimler-Gesellschaft im Reichstag gesagt worden, daß dieser Unternehmen, dessen Aktienkapital bis vor kurzem nur 8 Mill. M. betrug, 80 Mill. M. Reserven angehäuft hat. Hier würde also eine Verzinsung von nur 5 Prozent des Gesamtvermögens allein schon eine Dividende von etwa 50 Prozent bedeuten. Ein so finanzielles Unternehmen könnte mithin auch dann eine Dividende von 50 Prozent verteilen, wenn der sozialdemokratische Antrag angenommen worden wäre, der dahin ging, daß zu stillstehenden Industrien die Verzinsung von nur 5 Prozent den in ihr arbeitenden Kapitalisten zu gewähren. Geschäftswirtschaftlich sollen und müssen auch vom Reichstag alle Auswüchse des industriellen Reichtumsvermögens auf das höchste und unerschöpflichste geteilt werden. Aber dann muß man auch verlangen, daß dem Volk gegenüber nicht mit Zahlen operiert wird, die geeignet sind, einen falschen Eindruck zu erwecken. Das geschieht aber, wenn man die Wichtigkeit der finanziellen Konstitution für die Dividendenverteilung nicht beachtet. Denn darf man auch nicht verschweigen, daß gerade in der Zusammensetzung starker Reserven während längerer Friedenszeiten eine der Hauptursachen unserer Industrie gelegen hat. Die achtunggebietenden Leistungen unserer großen Werke in diesem Krieg wären überhaupt nicht möglich gewesen, wenn ihnen ihre hohen Reserven nicht geholfen hätten. Summen, die sich bei manchen Unternehmen bis nahe an 100 Millionen belaufen und bei einzelnen über diese Höhe sogar noch hinausgingen, für Erweiterungen, Erweiterungen und Neuanstellungen dem Staat zur Verfügung zu stellen. Diese Leistung unserer Industrie darf nicht verkannt werden. Und deshalb wäre es sehr wünschenswert, wenn die Debatte in der öffentlichen Sitzung morgen auch diese Seite der Sache etwas mehr ins Licht gelangen ließe, als das durch die Presseberichterstattungen der Fall war.

Sinsbesondere scheint es notwendig, zwischen solchen Werken zu unterscheiden, die in langer Friedensarbeit — meist im Kampf mit ihren Aktienbesitzern — von ihren Gewinnen Jahr für Jahr erhebliche Reserven zuzuführen, und solchen Werken, die das erst im Krieg getan. Denn bei den letzteren Reserven darf man nicht nur die ausgeschütteten Gewinne, nicht nur die an die Aktionäre vertriebenen Gewinne, sondern auch die Reserven ansetzen, sondern auch die ausgeschütteten Reserven. Es ist sehr auffällig, daß dieser Umstand während gerade von einem Redner im Reichstag übersehen ist, der eigentlich als besonders sachverständig gelten soll. Der national-liberale Reichstagsabgeordnete, Herr Sommerjanz Stöwe, einer der Hauptredner im Streit, hat sich besonders laut über die starken Abschreibungen anderer Werke und über die hohen Dividendenverteilungen ausgesprochen. Nun ist Herr Sommerjanz Stöwe Leiter des Reichstagsausschusses. Diese Werte haben vor dem Krieg recht schlechte Chancen gemacht. Jeder Wirtschaftler kennt den Zusammenhang und weiß, daß das Unternehmen 1913/14 nicht nur keine Dividende brachte, sondern sogar eine Unterlage von 1,6 Millionen Mark auswies, so daß eine einschneidende Einsparung notwendig werden mußte. Dem Direktor — Herrn Stöwe — wurde die Entlassung verweigert, und

es wurde gegen ihn eine Negativklage angehängt. Durch einen besonders glücklichen Zufall bekam das Unternehmen große Verenslieferungen. Herr Stöwe hat im Krieg in das Unternehmen wieder ein. Das erste Kriegsjahr brachte bereits 6 u. 5. Dividende, die sich für 1915/16 und 1916/17 auf je 20 u. 5. h. hob. Die Aktien fliegen von 40 u. 5. auf etwa 500 u. 5. Und um die wirkliche Höhe des Gewinnes zu veranschaulichen, beschloß die Generalversammlung des Jahres 1916 die Ausgabe von Staatsaktien in Höhe von einer Million Mark.

Bei diesem Unternehmen ist die gesamte künftige Finanzlage rein auf die Kriegsgewinn-Konjunktur zurückzuführen, die schon von dem Reizege dem Vaterland durch die Verteilung ausgezeichneter Fabrikate etwas leisteten und schon vor dem Krieg aus Friedensgewinnen Reserven ansammeln konnten. Auch dieser Unterschied darf dem Volk in den öffentlichen Reichstagsverhandlungen nicht verschwiegen werden. Es wäre wohl das Beste, wenn eine ausführliche volkswirtschaftliche Darlegung darüber in der Reichstagsauskunft ein wirklich sachverständiger Mann, zum Beispiel der Abgeordnete Kommerzienrat Stöwe, Generaldirektor des Reiches Chemischen Reichs, geben würde.

Ein Bündnis mit Polen?

Warschauer Stimmen und Berliner Veröffentlichungen.

Die hiesige öffentliche Meinung über die deutsche Presse mit Warschauer Stellungnahmen und sonstigen Veröffentlichungen, aus denen hervorgeht, daß die Verständigung mit den Polen auf dem Marsch ist, über die Stimmung in Warschau allein nach den Telegrammen beurteilt, die der hiesige Pressedienst übermitteln, muß von der Überzeugung kommen, daß die deutsche Regierung im Falle eines Ausbruches die herzlichste Zustimmung gegen die Mittelmacht vertritt, „nur ein Wählerbündnis“ war, wie es auch in den besten Familien vorkommen kann. Wir hören da unter anderem, daß der Warschauer „Goniec“ einen Artikel veröffentlicht, der sehr lebhaft für ein Bündnis und eine Militärkonvention mit Deutschland eintritt. Gage über diesen und ähnlichen Frühlingsoffensiven aus Warschau empfiehlt sich für die deutsche Öffentlichkeit nach wie vor nicht kritische Vertrauenslosigkeit, sondern nicht mehr Zurückhaltung.

Im Zusammenhang mit den Warschauer Meldungen steht ein Zweifel die Tatsache, daß nachmals von Berlin aus der Inhalt der bereits am 4. März in West-Berlin zwischen dem Bevollmächtigten des Reiches und den Delegierten der ukrainischen Republik getroffenen Vereinbarungen über die Cholaner Frage veröffentlicht wird. Die Hauptpunkte sind folgende: In dem Parlamenten beabsichtigt worden, so daß die letzte Bestätigung nichts Neues bringt. Der Wortlaut lautet:

„Für Vermehrung von Mitbewerbern bei Auslegung des Artikels 2 des Artikels 2 des am 9. Februar 1918 in West-Berlin zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei geschlossenen und der ukrainischen Republik unterzeichneten Friedensvertrages wird festgestellt, daß die im zweiten Abschnitt dieser Vertragsbestimmung vorgesehene gemischte Kommission bei Festlegung der Grenze nicht gebunden ist, die Grenze durch die Dniepr, Dniestr, Gogolevsk, Krasnodar, Bugajow, Habin, Westschisch, Urals zu legen, sondern das Recht besitzt, auf Grund des Artikels 2, Punkt 2 dieses Friedensvertrages die sich aus dem ethnographischen Charakter und der geographischen Lage ergebende Grenze auch durch die Dniepr, Gogolevsk, Krasnodar, Bugajow, Habin, Westschisch, Gornost zu ziehen.“

Die erwähnte gemischte Kommission wird aus Vertretern der vertragsschließenden Teile und aus Vertretern Polens gebildet werden, und es wird jede dieser Parteien die gleiche Anzahl von Delegierten zur Kommission entsenden. Die vertragsschließenden Teile werden einverständlich bestimmen, in welchem Zeitpunkt diese Kommission zusammenzutreten wird. Ausgeschlossen ist fernerhin die Möglichkeit am 4. März 1918.“

Erinnerung an Wedekind.

Von Hermann Bahr.

Es mag lange Zeit eine Art Bitterkeit, alle Formes Lust und Genuß, die heiligen Güter Europas geschunden, ziganen, satanisch, wenn nicht am Ende gar der Antike in eigener Person. Selbst aber kam er sich als Prophet, als Vorkämpfer, als Moralist vor, er war für durchaus einer Sendung bewußt, und wenn er einmal auf einer Probe gesagt hat, er möchte gepöbelt werden wie Schiller, so verziet er damit seinen tiefsten Grogel: auf Besserung der Menschheit zu wirken; und seine Verheißung, die Stenographie seiner großen Güte, der unerschütterlichen Glauben an sich, der in seiner drohenden Miene Rand, der Ungeheim seines dabei doch auch wieder unbeholfenen, zugleich sanftmütigen wie pebanischen Wesens und die weiseren Verlogenheit seines immer tief erkannten Willens stimmten dazu. Wer ihm dann näher kam, war also sehr überredet, einen gemessenen, formlichen, fast feierlichen Herrn zu finden, der gut gutes Betragen ebenso selbst hielt wie bei anderen drang. Wie fand er sich zusammen bei Reinhardt engagiert gewesen und ich erinnere mich heute noch, wie mit ihm in unsern Kreis immer eine gewisse Würde trat, man ließ sich nicht gehen, es war, als wäre fremder Besuch da. Doch nicht etwa Ehen vor keinem Ernst und nicht als immerlich fremd empfanden wir ihn, sondern eher als einen gesellschaftlich Höflichen, der uns unwillkürlich die Formen seiner Kräfte anzuwand. Er war gar nicht hochmütig, aber feierlich, er kam entgegen, hielt aber unwillkürlich immer Distanz; er gab sich nicht bloß leicht höflich, er wollte sich freundlich, wollte sich herzlich geben, es kam aber schließlich selten über eine woffgemeinte, doch etwas kindliche Quasifreundschaft hinaus, fast wie wenn ein regierender Herr sich bescheidet, einmal im Zwischenfall auf die Bühne zu gehen, baldwohl verlegen. Und ganz so hat er auch in München am Reichstag seiner Vereinen Mandatungen zu erteilen gesucht. Er postiert den großen Mann, jagten die einen. Nein, er ist nur befangen, weil er, jaßelang deklariert und aller Formen entwürdig, sie jetzt überstreifen zu müssen meint, jagten die andern. Seine drei Erklärungen reichte mir zu, ich habe gleich auf den ersten Blick auf die Monotonität, Unklarheit und Unklarheit seiner Haltung gelauscht, doch verständig wurde sie mir allerdings erst, als ich ihn einmal dabei sah, in der Ringgängertruppe. Er war, als ich kam, gerade fertig, und so sah ich, ihn ermahrend, bei seiner lieben Frau, spielte mit den Kindern und konnte mit

gar nicht gleich erklären, warum mir da so wohl war, es lag hier offenbar in der Luft, irgend etwas heimliche mich an, und ich sagte mir schließlich, wie ich aus Grog und da fast aus Ohr, das wird das ganze Geheimnis sein! Und dann kam Wedekind herein, und sagte, hier war nichts von Befangenheit an ihm, obwohl er ganz von derselben Stimmung wie sonst war, aber hier postete sie her, und ich hatte das Gefühl, daß hier auf einmal auch er aus Grog oder Ohr war. Ich sah jetzt die Kinderhände, aus der er kam! Und auf einmal war mir da das Problem Wedekind, so lag Phänomen Wedekind erst klar: aufgewachsen in einer selbstverlorenen Existenz des deutschen Bürgertums, hier geliebt gefordert, dann aber ausgeführt ins Vertriebenland der Romantiker Jagel und seine Werke, das ist im Grunde nur die Revolte der ererbten altbürgerlichen Ethik gegen die neudeutsche Gewerkschaftigkeit! In der Zeit nämlich, wo Wedekind vom Vater wie von der Mutter her gut bürgerlich, aber auf eine Art, in der der Bourgeois noch verdeckt lag, eben aus einem Jüngling zum Manne wurde, war etwas Ungeheures geschehen, dem Bürgertum war seine Lebensfüge zerbrochen, an der es sich bisher ein gutes Gewissen bewahrt hatte nämlich die zur Sammlung der bürgerlichen Kräfte, zur Vorbereitung auf den großen Markt dienens, bald aber unbedeutend, zuletzt hinderliche Fiktion, das Rechte sei auch immer das Richtige, Tugend zentrierte sich auch hier auf Erben schon, und vor Teu und Redlichkeit ist, damit damit das beste Gefühl! Sie geht auf Calvin zurück, Dauter und Methobien sind ihre Rediger gewesen, prachvoll hat Max Weber ihre Biographie verfaßt, und es wäre nur noch zu sagen, wie sie dann, vielleicht via Kant, schließlich auf Schopenhauer, sie sogar auf Schopenhauer abgeleitet hat. Sie beruht bei den Calvinisten auf dem Begriff der fides efficax: an den Reichlichen soll der Gewissensfriede kommen. Damit ist zunächst die Fiktion des Lebens gemeint, dieses aber wird immer mehr und mehr ja nur noch in dem weltlichen Beruf geschehen. Erst heißt es: man erkennt den Ausnahmestellen daran, wie gut er seinen Beruf erfüllt; bald wird zum Gewerkschaften das gute Gefühl, das er macht, und es heißt dann: Gott bedient sich seiner! Sie ist das gute Gefühl der Folge der Tugend, dann wird ein Anzeichen der Tugend, bald wird der Zweck der Tugend, und schließlich wird selbst sein eigener Zweck und die Tugend kann nun, wenn er auch ohne sie zu erreichen ist, auch weggelassen werden. So wird von Schopenhauer auf Schopenhauer abgeleitet ganz leicht der Son ungeliebt, sie dann auf einmal, eben in der Tugend meiner Generation, die Fiktion zerfällt. Unsere Väter konnten allerdings sich und was noch einreden: Ehrlichkeit wähet am längsten! Aber als wie, die in den

Sechziger Jahren geboren waren, in die große Stadt kamen und die Klagen aufhängen, ging das wirklich nicht mehr. Der Bruch der altbürgerlichen Fiktion, als ob Ethiklichkeit auch schon die Bürgerschaft für Mäßigkeit zu jedem Geschäft sei, ist das Ueberbleibe der bürgerlichen Jugend, die zwischen 1880 und 1890 an die Höfen kamen. Natürlich hat jeder anders darauf reagiert, und gerade darin hat Wedekind seine Kraft und seinen inneren Reichtum gezeigt, daß er fast auf alle überhaupt möglichen Arten darauf reagiert hat. Er hatte, wie wir alle damals in der ersten Zeit unserer Entdeckung, zweifeln nicht über Lust zum Samozentrischen — die Scham, der bürgerlichen Moral „aufgehoben“ zu sein, war zu groß, und er schmeckte darin, darzulegen, daß er sich jetzt nicht mehr foppen ließ, er sah dann in dem Hofkapitel nur einen, der zum Ehrenmann noch zuviel Gewissen, in der Dürne eine, die zur Dame noch nicht genug Verlogenheit hatte. Dann aber wieder sprach die reine Stimme bürgerlicher Ethiklichkeit aus ihm, mit der Glut fast eines neuen Canonicals. Und immer hat er dann zweifeln gehofft, dieses Weltende, das wir erleben, könnte vielleicht ein Weltanfang sein, und hat voll innigen Vertrauens nach einer neuen Menschheit ausgehakt.

In der Zeit, als ihm dumme Staatsanwälte das Leben arg versauerten, schrieb er einmal: „In keiner meiner Arbeiten habe ich das Gute als schlecht, oder das Schlechte als gut hingestellt.“ Fast wörtlich daselbe hat Dostojewski zum Ruhme des russischen Volkes gesagt: „Mag immerhin unsern Volk Ehrliches und Ehrliches hafftes anhaften, es wird seine Größe niemals für das Richtige halten, es blüht stündlich und treibt Unruhe, aber in besseren Stunden, in den Stunden Ehrlich, verwandelt es sich in Unrecht.“ Die Werte Wedekinds bezeugen, daß er es immer wieder solche „Stunden Ehrlich“ hatte.

Guido Thielsch's Jubiläum. Guido Thielsch beging gestern eines der so belauden und bewunderten Jubiläumstage. Der rechte Jahrestag soll, wenn die Geschichte wirklich beachtet ist, gestern vor 40 Jahren die Bühne betreten haben. Das wurde im Jahre des Weltkrieges gefeiert. Thielsch war noch höchstens 14 und jedenfalls etwas selbstloser als vor 40 Jahren. Der Schwan, „Sung XIV.“ von Paul Frank und Julius Wilhelm hätte er vor 40 Jahren etwas begehrenhaft gespielt, aber mit 14 war, gerade sein Jubiläum verfaßt dem unerschöpflichen, man hat nicht brülligen Reiz zu den besten Dichtungen. Das Schwan, was die Germanen, nur wenig veraltete Offenbach'sche Operette, der Regimentskapelle voran. Allein das so folgende Quintett würde die Reingeniebung rechtfertigen.